



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seuffert, Bernhard: Kleist und Luise Wieland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kleist und Luise Wieland

Von Prof. Dr. Bernhard Seuffert-Graz



aus der Schweiz war Heinrich v. Kleist mit Wielands ältestem Sohne, dem unstillen Ludwig, nach Deutschland heimgereist und dem Vater zugeführt worden. Nicht zur glücklichsten Stunde. Der bald Siebzigjährige trauerte der vor Jahresfrist gestorbenen Gattin nach, sein Landgut in Dsmansstätt, ihm seit ihrem Tode verleidet, sollte, auch zur Erleichterung der wirtschaftlichen Lage, veräußert werden. Die treue Muse wurde angerufen, den Sinn von der bedrückten Gegenwart abzulenken und goldenen Lohn zu spenden. Der allzeit bewegliche Dichter gab hart nach dem Abschluß des meisterhaft stilisierten, aber im Wesen altmodischen Briefromanes „Aristipp“ wirksame Anregung zu neuer Novellendichtung und bewies noch einmal, daß Antikes und Gegenwärtiges, Klassisches und Romantisches den gleichen Platz in seiner Bildung, in seiner Neigung inne hatten.

Da trat Kleist bei ihm ein, vom Sohne, zu dessen Talent und Urteil der Vater jetzt neues Zutrauen gewann, als Genius angekündigt und darum willkommen. Gewiß war Kleists Zurückhaltung der erste Grund, daß es nicht sogleich zu offener Aussprache über dessen dichterische Pläne kam. Der große Wurf sollte geschehen, der Aufstrebende scheute das Gericht des reifen Künstlers, bevor er sich selbst genug getan. Aber auch Wielands eigene Verstimmung und ablenkende Geschäftigkeit mögen Mitschuld haben, daß der Freund des Sohnes zunächst mehr der Jugend im Hause überlassen blieb. Doch der Milde und immer Teilnehmende konnte sein Herz nicht dauernd verschließen, da er den Gast bedrückt sah. Und die berebte Liebenswürdigkeit seiner Natur umschmeichelte Kleist wie alle Besucher: er verriet das Geheimnis vom Guiskard. Nicht nur die Augenblicksbegeisterung, die Wieland in dankbarer Erinnerung an Bodmers fördernde Aufnahme dichtenden Anfängern oft entgegenbrachte, entlockte das eifrige Lob, das Tränen der Freude in Kleists Augen trieb. Wieland, der einst auch das Genie des ursprünglich so weit von ihm entfernten Goethe sicher und willig erkannt und anerkannt hatte, mochte spüren, daß die Mischung von Klassizität und Romantik, die sein eigenes Wesen in wechselnden Farben erscheinen macht, hier in natürlicher Einheit ihm entgegentrat, er ahnte die Größe Kleists,

Geschlechtern voraus. So genoß Kleist den stolzesten Augenblick seines Lebens bei Wielands Beifall, wie er noch nach einem Lustrum bekannte; so gewann er, „ungewöhnlich hoffnungreich“, das Vertrauen, daß sein Schicksal sich glücklich entscheiden werde.

Aber nicht nur der warm sinnige Zuspruch des Kenners hat seine sich wund ringende Seele geheilt. Es waren drei Töchter in Wielands Haus, zwei Frauen, ein Mädchen. Dieses, Luise, fand er so hübsch, daß er um ihretwillen fast Bedenken trug, aus dem häufigen Tagesgast der Mitbewohner Osmanstätts zu werden. Er folgte aber doch der Einladung des Vaters, und schreibt dann an seine Schwester Ulrike: Ich habe mehr Liebe gefunden, als recht ist, und muß über kurz oder lang wieder fort. Und später: Ich habe Osmanstatt wieder verlassen . . . ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Tränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Dir! —! Aber ich mußte fort! — Die Worte lösen die Erinnerung an Goethes Beichte über Friederike aus: Sie hatte mich ehemals geliebt schöner als ich's verdiente; ich mußte sie . . . verlassen. Und doch wie anders hat der frohsinnige Student das Erlebnis gekostet! Es fiel mir nicht ein, klagt er zurückblickend sich an, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören: denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß sie keinen Gedanken eines Endes haben und nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte. Kleist aber, der Selbstpeiniger, entschließt sich, nach Osmanstatt zu ziehen „trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands“, und war sich klar, als er Liebe gewann, daß er fort müsse.

Luise war das jüngste von Wielands Kindern. Im Alter am nächsten stand ihr die sieben Jahre ältere Julie, damals als Stiehlings Gattin in Weimar lebend. Ihre Hausgenossinnen Karoline und Amalie waren neunzehn und sechzehn Jahre älter. Beim Tode der Mutter zählte sie zwölf Jahre. So begreift sich das Gefühl der Vereinsamung. Als Kleist zum Vater kam, maß ihr Leben dreizehneinhalb Jahre. Das in der Familie wenig beachtete Kind mag doppelt empfänglich gewesen sein für den Blick, den der seltsame Gast auf ihr liebliches Antlitz heftete.

Sein Herz war frei; vor einem halben Jahre hatte er die Braut von sich gestoßen in einer Verzweiflung, die keinen anderen Wunsch hatte als bald zu sterben. Jetzt fielen wieder Sonnenstrahlen in sein Leben, beleuchteten die gesuchte Bahn zum Ruhm; der Vater verhieß die Siegespalme, die Tochter gab bewundernd sich hin. War sie das Weib, das der Mann sich zubilden konnte, wie Kleist sich's forderte? Er hat wohl nie an ein dauerndes Band gedacht, die liebe Gegenwart besang ihn; die Wintermonate auf dem Lande bei dem weisen Patriarchen und seinen guten Kindern waren reichere Idylle als die Wochen auf der Lar-Insel. Er empfing mehr als er gab. Er genoß den Frieden, der ihn heilte. Daß er dabei Wünsche aufregte, die er nicht aufregen wollte, sah er und wollte es doch nicht sehen. Er hat seiner Schwester gegenüber

nicht übertrieben, er fand wirklich mehr Liebe, als die ganze Welt zusammen aufbringen konnte, und er mußte, daß er dieser Liebe entfliehen müsse.

Ein Brief Luizens an ihre Schwester Charlotte, die Kleist im Verkehr mit ihrem Gatten Gekner in der Schweiz gesehen hatte, berichtet ehrlich von ihren Gefühlen. Als fast Zweiundzwanzigjährige, ein halb Jahr vor Kleists Tod, hat sie ihn geschrieben, gereift durch das Erlebnis, das abgeschlossen, aber nicht verwunden hinter ihr lag. Ich glaube mich nicht zu täuschen in der Vermutung, daß ihres Vaters Herz gerade um dieses Erlebnisses willen das Kind näher an sich herangezogen hatte. Seinen aufmerksamen Scharfblick verrät die Novelle „Menander und Glycerion“, die er während Kleists Besuch niederschrieb: er zeichnete Porträtzüge Kleists und Luizens hinein. Ohne Groll; er hatte selbst Dichterliebe gekostet und schätzte die jugendseligen Gefühle als währenden Genuß und Gewinn für sich und die Geliebten; er hatte dann doch reines Eheglück gefunden und schenkte auch seiner Glycerion für den untreuen Menander einen zuverlässigen Gatten, gewiß mit dem Wunschgedanken gleichen Loses für Luise und ihr zur zarten Mahnung, am Glück nicht irre zu werden. Sie war nun seine Lieblingstochter geworden.

Das alles ist Voraussetzung für die Selbstcharakteristik, mit der Luise in dem Briefe das Geständnis der Liebe zu Kleist erklärend umrahmt. Es ist nichts Gemachtes dabei, sie hatte vom seelenkundigen Vater gelernt, sich zu beobachten. Gerade darum ist es von Wert, den Brief, aus dem bisher nur einzelne Stellen veröffentlicht sind, kennen zu lernen, soweit er erhalten ist. Erst am Ganzen wird sichtbar, was in dem Mädchen steckte, das Kleist seine Liebe entgegnetrug. Luise schreibt:

Weimar den 19ten April 1811.

Geliebte Schwester! Innigen Dank für Deinen theuren Brief vom 17 März — wie glücklich machten mich die vielen Beweise Deiner Liebe und Deines herzlichsten Antheils für mein gegenwärtiges und zukünftiges Wohl und Wehe! — wie gut, ausnehmend gut und vortheilhaft denkst Du von mir, und wie unendlich viel bleibt mir noch zu thun und zu arbeiten übrig um Deine Liebe und das Lob zu verdienen daß Du mir giebst. — O thue Deiner Einbildungskraft Einhalt die so beschäftigt zu seyn scheint Dir Deine Luise so liebenswürdig vorzustellen; wie sehr stehe ich gegen Dein Ideal im Schatten — und wie muß ich bei dieser guten Meinung verkieren, wenn einst unsere Wünsche erfüllt werden uns wieder zu sehen und nach so langer Zeit unserer Trennung zu besitzen. Hast Du niemahls daran gedacht daß ich bedeutende Fehler haben könnte die nicht nur mir schaden, auch denen die mit mir leben müssen, und die mit welchen ich einst leben werde unerfreulich sind und seyn werden? Erst seit zwey Jahren habe ich recht mit Ernst an mir gearbeitet zwey unter ihnen zu beherrschen: der eine ist ein Erbtheil der Wielandschen Familie! — der zweyte eine zu große Empfindlichkeit, die mir meine gütigen Eltern nachgesehen haben, weil das zärtliche Kindchen einen

Verweis nicht ertragen konnte. In den Jahren wo ich den Vorzug eine so vortreffliche Mutter zu besitzen erst fühlen und schätzen lernte und wo sie mir unentbehrlich wurde, hatten wir das Unglück sie zu verlieren — unser Vater zu sehr beschäftigt, überhaupt von seinen jüngern Kindern im höheren Grad verehrt als geliebt, konnte mir ihren Verlust in den nächstfolgenden Jahren nicht ersetzen: und so kam es daß ich mich^{*)} als ich in das jungfräuliche Alter trat, die erwachenden Gefühle, meine Freuden und Leiden, mit einem Wort mein ganzes Selbst in mich verschloß; auch die Geschwister verstanden mich nicht oder wollten es nicht. In dieser Zeit in meinen 14 Jahr, wo ich, weil wir auf den Lande lebten [und] wenig oder beinahe gar nichts für meine moralische Ausbildung gethan werden konnte, also im Ganzen vernachlässigt war; aber völlig physisch ausgebildet und vielleicht in meinen Äußeren einiges Interesse erregen konnte — wiewohl ich keineswegs Schön genant werden kann, wie Du zu glauben scheinst. In dieser für mich, ich glaube für alle jungen Mädchen gefährlichen Zeit, kam Bruder Ludwig wieder zu uns, und mit ihm sein Freund Heinrich von Kleist den Du auch persönlich kennt. Eine Beschreibung von diesen eignen Sterblichen brauche ich Dir daher nicht zu machen. Dieser Freund eines Bruders den ich liebte machte von den Augenblick an wo ich ihn sah einen Eindruck auf das Herz Deiner ganz unerfahrenen Schwester der noch jetzt nach 8 Jahren nicht ganz verwischt ist. Es ist schwer alle die anscheinenden Kleinigkeiten zu beschreiben die aber alle von so großen Einfluß waren daß er durch die Umstände begünstigt mir glauben machte ich sey wieder geliebt — und ich war zu schwach an ihr zu zweifeln. Ludwig war ernstlich aufgebracht gegen K[leist] und es hat, wie ichs erst spät erfuhr, manchen unangenehmen Wortwechsel zwischen ihnen gegeben. Schwester Amalie hatte ihn von ganzer Seele, und dieser Haß war allein hinreichend mich von ihr zu entfernen: Caroline war selbst zu sehr von ihm eingenommen um mich zu beobachten; im Ganzen war das Benehmen aller Drey gegen mich unverzeihlich. Ich hatte Verstand genug die unglücklichen Folgen dieser Leidenschaft zu begreifen wenn sie mir mit Verstand und Theilnahme wären vorgestellt worden, was aber nicht geschah. — Der Vater wußte Anfangs nicht von ihr — wie er sie aber erfuhr hatte sich K[leist] schon auf mein und der Caroline Wunsch entschlossen uns zu verlassen. Er reiste auch wirklich ab — und ich blieb zurück! mein Gemüths-zustand mußte nothwendig auch auf meinen Körper einigen Einfluß haben da ich ohnehin schwächlich war. Jetzt erscheint mir K[leist]s Betragen gegen mich freilich in einen hellern^{**)} Lichte; doch wünschte ich nicht daß Du schlimm von ihm dächtest. — Wenn er auch nicht zu den ganz edlen Menschen gehört, die ja ohnehin eine Ausnahme machen, so ist sein Character doch gut; und er würde sich dieses Leichtsinns gegen mich nicht schuldig gemacht haben, wenn

*) „mich“ ist überschüssig, die Schreiberin ändert die Wendung.

***) klarerem ist gemeint, nicht: freundlicherem.

er weniger Adeliges Blut (oder vielmehr unadeliches) in seinen Adern hätte. — Bald nach seiner Abreise zogen wir nach Weimar*); als ich da ein Jahr still und höchst eingezogen gelebt, aber leider weder Muth und Kraft gehabt hatte etwas mehr zu wollen und zu werden: erschien dieser zauberische Kleist wieder. Noch ganz derselbe lebenswürdige Mensch der durch seinen Geist, dazumahl noch sehr bescheidenen stillen Character und Benehmen, so interessant war. Mein Vater empfing ihn als einen alten lieben Freund, und ich mit einer Fassung die ich mühsamm errungen hatte. So erhielt ich mich in dieser Stimmung auch wie ich mit ihm allein war: bis zu seiner Abreise die wenige Tage [später] erfolgte. Nach diesen kurzen Besuch schrieb K[leist] zwey Briefe an Vater die aber unbeantwortet blieben und so haben wir von ihm selbst nichts wieder gehört. Hier hast Du meine Charlotte die kleine Geschichte meiner frühen Liebe die meinen Character einen noch ernsthafteren Anstrich gegeben hat als er wahrscheinlich sonst erhalten hätte, weil ich von Natur sehr heiterer Gemüthsart bin, die auch zuletzt den Sieg über sie getragen; und was das Beste ist, vor vielen jungend [!] Thorheiten bewahrt hat. Ich weiß nicht hast Du Etwas von K[leist] gelesen? ich habe ein Lustspiel von ihm hier aufführen sehen welches aber gänzlich durchfiel**). Diesen Winter bekam ich Gelegenheit wieder ein Schauspiel, Rätchen von Heilbronn und 3 Erzählungen von ihm zu lesen. Ich dächte man könnte keinen von diesen seinen Werth absprechen, aber es kann sehr viel an alle getabelt werden, so wie viel fehlt bis sie vollendet genant werden könnten. Er ist aber einer von den ausgezeichneten [!] Poetischen Genien dieses Zeitalters gegen die aber jeder Vernünftige Mensch viel einzuwenden hat: hauptsächlich daß sie selbst mit ihren Werken so vollkommen zufrieden sind — und größtentheils die verachten die sich anmaßen ein geschicktes Urtheil über sie zu fällen. — Habe die Güte wenn Du mir über diese Eröffnung Deine Gedanken und Gefühle schreibst, sie allein auf ein Papier zu sagen. Dieser Gegenstand ist bei uns schon so verjährt als daß ich wünschen könnte ihm beim Vater und besonders bei den Übrigen in Erneuerung zu bringen. — Wenn Du nicht schon ermüdet bist, so folge mir wieder nach diesen kleinen Vorsprung zu der Fortsetzung meiner eignen Beschreibung zu der Du mich nach meinem Gefühl in Deinem Brief aufmunterst — ohne die freimüthigste Mittheilung gegen die die ich liebe möchte ich nicht leben. Also so zurück im Allen was zur weiblichen Bildung gehört machte ich nur sehr langsam Fortschritte, es würde mehr für mich gethan worden seyn wenn es nicht an vielen Mitteln, und mir an Entschluß gefehlt hätte. Wodurch ich mehrere Menschen für mich einnahm weiß ich nicht, genug ich wurde geliebt und diese Liebe erweckte vielleicht zum ersten mahl eine Aufmerksamkeit auf mich selbst die mir höchst nothwendig war. Schwester Julie die dazumahl meine einzige Freundin

*) Osmanstätt ging am 1. Mai 1803 an seinen neuen Besitzer über.

***) Die Weimarer Aufführung des „Zerbrochenen Krugs“.

war, fing ernstlich an zu kränkeln, ich mußte mich auch auf diesen neuen Verlust gefaßt machen den wir alle voraussahen. Die Erwartung der Reinholdischen Familie*), die Freude des Wiedersehens mit dem Schmerz über meine Julie wirkten vereinigt zu gewaltsam auf mich und sie fanden mich deswegen schwächer als ich sonst war. Durch Reinholds Hierseyn machte ich die Bekantschaft von der Schiller, Griesbachs**) und ihre[n] Hausfreundinnen alle so vorzügliche und liebenswürdige Menschen zu denen ich mich sogleich hingezogen fühlte —. So wurde mir ein neuer Genuß des Lebens aufgeschlossen, über den ich leichter die erlebten Leiden verschmerzen konnte. Schon früher hatte ich mein[e] angebohrne Schüchternheit durch die zärtlichste Liebe für Dich überwunden und schrieb Dir: — Dein Herzliches ermuntertes Entgegenkommen brach mit einem mahl die Schranken die zwischen Dir und mir lagen***), und ich fühlte mich in Deinen Besitz ganz glücklich! — Gern möchte ich Dir einen klaren anschaulichen Begriff von meiner gegenwärtigen Lage in den Verhältnissen worin ich mit Vater und den wenigen im Haus stehe, geben: mündlich würde es mir eben so leicht werden als es mir schriftlich schwer ist. Wir viere leben ganz verträglich und vergnügt zusammen wie wohl wir mit den einen und andern sehr wenig Verührungspunkte haben, also im Ganzen wenig Einigkeit und Harmonie herrschen kann. Eine jede besitzt ihre Eigenthümlichkeit die zusammen einen wunderlichen Contrast bilden der aber den Einzeln mehr nützlich als schädlich ist. Ein Mittelpunkt ist es immer worinn wir völlig zusammen treffen — er ist die Liebe und der Genuß vereinnigt mit unseren Vater leben zu können, und vielleicht, mehr oder weniger von Einfluß für ihm zu seyn. Aber das beneidenswürdigste Loß hat auch schlimmen Seiten und auch unser gewöhnlich heiterer Himmel hat trübe Wolken die sehr nah an uns vorüberziehen und zuweilen nicht unsanft [les: sanft] berühren —! Diese Seite ist so zart daß ich über sie nichts weiter zu sagen nöthig habe Du wirst Dich dennoch leicht an unsere Stelle versetzen können. Ich freue mich mit Dir daß ich wie Du vermögend bin den ganzen hohen Werth unseres Vaters zu fühlen und zu erkennen.

Vielleicht schließt hier ein undatiertes Brieffragment an, das zunächst von Luizens Verhältnis zu Schillers Witwe spricht (gedruckt Euphoriön 12, 451), dann anknüpfend an die Bemerkung, daß die adelige Gesellschaft sich über den herzlichen Umgang Lottens mit ihr wundere, also fortfährt:

Es liegt etwas ungemein komisches in der Verlegenheit in die die Menschen kommen, wenn sie ihre Meinung, die sie für unbetrüglich halten, ändern

*) Den Sommer 1809 verbrachte Reinhold, Professor in Kiel, mit seiner Frau Sophie Luizens ältester Schwester, in Weimar.

**) Der Kirchenrat und seine Frau in Jena.

***) Charlotte war ihrem Gatten Gehner 1795 nach Zürich gefolgt, also zu einer Zeit, da Luise sechs Jahre alt war.

sollen. Ich komme oft in Versuchung wenn mir ähnliche Dinge auffallen, kleine Anmerkungen zu machen, die ein ganz klein wenig Bosheit, oder wie man das Ding nennt (Witz) mit sich führen. Besorge nichts Böses, liebe Charlotte, diese überflüssige Ader wird sich bald genug verbluten. —

Der Brief bezeugt, daß Luise — ich wähle die Ausdrücke, die Wieland für seine Glycerion gebraucht — daß das mit sich selbst unbekanntes Kind durch Erfahrung und Nachdenken zum besonnensten Gefühl seiner selbst gereift war. Der Ernst des Briefes, seine Klarheit, seine Tiefe und Wärme, die treffende Ausdrucksfähigkeit, durch kleine Entgleisungen des Stilles des gewiß in innerer Bewegung verfaßten Schreibens als natürliches Gut, nicht als Bildungserwerb gekennzeichnet, lassen verstehen, was Kleist in dem Kinde ahnte, dessen Seele ihm ihre Blüte öffnete. —

Über den zweiten Besuch, den Kleist nach dem April 1804 in Weimar abstattete, ist mir näheres nicht bekannt. Daß der Vater später noch Briefe mit Kleist wechselte, wurde Luise wohl verschwiegen, um schlummerndes Leid nicht aufzujagen. Denn Luise behielt, nach Charlotte Schillers Beobachtung, die Neigung zu schmerzlicher Aufregung und Bitterkeit. Wie sie die Nachricht von Kleists Tod aufnahm, ist unbezeugt; sie war damals in langsamer Erholung von einem Sturze mit dem Reisewagen begriffen, mußte noch auf Krücken gehen, betrug sich aber auch bei dieser Prüfung „wie eine echte Pythagorische Jungfrau“, schrieb der Vater. Frau Schiller zog das Mädchen mit herzlichster Freundlichkeit an sich, wie ihre Briefe, im Schillerjahrgang des „Euphorion“ veröffentlicht, zeigen, und hielt ihre Hand beim Verlust des Vaters. Besorgt sah sie der Vermählung der Schwächlichen mit dem guten und klugen Dr. Gustav Emminghaus in Jena entgegen, nicht ohne Grund: nach fünfvierteljähriger Ehe starb Luise im Jahre 1815.

Und Kleist — — Als er fünf Jahre nach den gastlichen Monaten Wieland zum Phöbus warb, schrieb er: Mein Herz ist bei dem Gedanken an Sie noch eben so gerührt, als ob ich, von Beweisen Ihrer Güte überschüttet, Osmanstätt gestern oder vorgestern verlassen hätte. . . . Was macht Ihre vortreffliche Tochter Louise? Das Beiwort klingt uns kühl und ist es doch nicht; denn auch seine Herzens-Urtheil sprach Kleist wiederholt als vortreffliche Schwester an. In seiner Dichtung aber sehe ich keine deutliche Spur der Liebenden; vielleicht daß Helenas Wacht über den alten Vater Guiskard Luisens Verhältnis zu Wieland widergespiegelt hat; vielleicht daß sie bei dem vierzehnjährigen schlichten Rädchen mit vorschwebt, das Wetters Zauber unterliegt, wie die gleichaltrige unverbildete Luise „diesem zauberischen Kleist“ sich hingibt; beide Mädchen erkrankten nach dem ersten Abschied des Geliebten. Und auf ein Drittes sei verwiesen: darf angenommen werden, daß Krug nicht richtig vermutete, die Fabel von den beiden Tauben beziehe sich auf seine Frau Wilhelmine, Kleists einstige Braut? sie gelte vielmehr Luise? Der Ausdruck „des lieben Mädchens Laube“, falls er mehr als eine prägnante Übersetzung des Lafontainischen bois sein sollte, scheint freilich auf

den Frankfurter Garten der Zenge hinzuweisen und nicht auf eine Osmanstätter Laube, darin zu weilen der Winter nicht gestattet hätte. Aber daß Kleist die Reise von Luise weg im Frühjahr antrat, mag ihm den Eingang der französischen Erzählung wahr gemacht haben. Unter Tränen schied er von ihr, wie der Täufer bei der Erinnerung an den Abschied weint, in der von Lafontaine unabhängigen und gar nicht fabelmäßigen Stelle des Gedichtes. Und eben da wird weiter erzählt, daß der Täufer die Reise fortsetzend in eines Städters reiche Wohnung einkehrt, wohin ein Freund ihn warm empfohlen; das kann auf Kleists Fahrt nach Leipzig deuten, wo er ein warmes Empfehlungsschreiben Wielands bei Götschen abzugeben hatte. „Viel Höflichkeit, um dessen, der ihn sandte, wird ihm zu Teil, viel Güt' und Artigkeit“. Und wie der Täufer zum blonden Täubchen kehrte Kleist unselig und sehnsüchtig zurück zu Luise, „noch ganz derselbe liebenswürdige Mensch“, der ausgezogen war. Doch „die junge liebliche Gestalt war an ihm vorübergegangen“, „die Zeit der Liebe war ihm entflohen“, klagt der Schluß der Fabel.



Der Untergang des alten Beamtenstaats



ach meiner früheren Ankündigung*) hab ich jetzt zu zeigen, welche Folgen das Stümpertum und die Günstlingswirtschaft in unserer Verwaltung gehabt haben. Man kann es mit einem Wort sagen: sie sind die Totengräber des alten preußischen Beamtenstaats geworden. Und ich fürchte, daß sie auf dem besten Wege sind, auch unseren heutigen Staat zu verderben.

Bevor ich dazu übergehe, dies im einzelnen darzutun, muß ich darauf hinweisen, daß man die Bezeichnungen „Beamtenstaat“ und „Militärstaat“ — die übliche und notwendige Ergänzung dazu — nicht allzu wörtlich nehmen darf. Sie bedeuten keine besonderen Staatsformen, sondern die besonderen Formen der Betätigung eines bestimmten Staats. Dieser Staat war der alte preußische Patrimonialstaat. Er war eng verknüpft mit der Person des Herrschers und beruhte auf dem Gegensatz zwischen Herrscher und Untertanen. Nur der Herrscher und seine Gehilfen waren die Träger und die Verwirklicher des Staatsgedankens. Der Staat war, wie es Prof. D. Hünke, dem ich auch sonst hier folge, nennt,

*) Vgl.: „Die Not der preußischen Verwaltung“, Grenzboten 1910, Heft 3 und die Fortsetzungen in den Heften 4, 5, 7, 15, 16, 18, 45, 46 und 48.